



Michael Kleeberg
Das Tier, das weint
Libanesisches Reisetagebuch
Deutsche Verlags-Anstalt
München 2004
ISBN 3-421-05820-2

Textauszug
S. 30-42 und 113-121

inmitten von Papierbergen, nicht der konziliante, zurückhaltende Gast, sondern ein Chef, mit knappen Handbewegungen, der klare Anweisungen erteilt. Eine Autorität. Ein Profi.

*

Das erste sind seine Augen: Es kommt ein Augenpaar ins Zimmer, das von einem Menschen umgeben ist, nicht ein Fremder mit einem Gesicht, das irgendwelche Merkmale hat, auf die man nach und nach aufmerksam würde. Zwei dunkle Brunnen, Zisternen, Quellen eher, aber nicht pechschwarz wie bei Picasso, sondern ein warmes dunkles Braun, umgeben von einem Strahlenkranz von Lachfältchen, dem die sorgenvollen Stirnfalten, die schweren, traurigen braunen Lider und die Tränensäcke der Erfahrung gegensteuern, um den Eindruck eines leichtfertig fröhlichen Mannes zu verhindern. Die Kombination aus widersprüchlichen Falten und dunklen Höhlen, in denen ebenso dunkle Augen sitzen, die dadurch größer wirken, als sie sind, interpretiere ich als Humor und Melancholie, und beides zusammen ergibt Selbstironie. Wie er auf mich zukommt (wir kennen einander nur von Photos), die Hand ausstreckt, meine nimmt, seine linke behutsam darüberlegt, wie um die meine zu beschirmen, ist klar und entschieden, daß wir uns mögen werden. Seine große gebogene Nase gibt seiner Erscheinung etwas Aristokratisches, Dynastisches. Dagegen argumentiert der fehlende Hinterkopf: Der kahle Schädel fällt dort, wo man eine Wölbung erwartet, als gekerbte Steilwand direkt in den Nacken ab, was mit dem darum geschlungenen Haarkranz ein wenig an eine Clownsmaske zum Überstreifen erinnert. Eine Mischung

aus *clown blanc* und *Auguste*. Der Pfeffer-und-Salz-Schnurrbart wirkt, wenn Abbas müde ist, bäuerlich, wenn er seinen braunen Borsalino trägt oder doziert, verleiht er ihm jedoch das Aussehen eines alten spanischen Granden oder mittelamerikanischen Gouverneurs. Er lacht gerne und viel, dann scheint das Strahlen eher von den Krähenfüßen als von den Augen selbst zu kommen, die melancholisch-verschattet bleiben. Die Augen können auch maliziös funkeln, ein wenig diabolisch, ohne dabei unheimlich zu sein, eher Schachtelteufel als Satan. *Malin* ist das passende französische Wort. Die stark und schwarzbehaarten, recht kleinen Hände empfinde ich als väterlich-zärtlich (eine Assoziation wegen der behaarten meines Vaters – die Hände von Abbas werden jedoch nicht zum Schlagen erhoben, sondern nur, flatternd, gleitend, sich öffnend und schließend, trommelnd, kratzend, stützend, zum Gestikulieren). Die Fingernägel kurz, spatelförmig, nicht abgekaut, aber gerade geschnitten wie Fußnägel, manchmal mit einem feinen schwarzen Rand, ein deutliches Zeichen für den Junggesellen. Frauen, mit denen man lebt, weisen einen sofort auf dergleichen hin, so daß man nicht, was typisch für Männer wäre, auf den Gedanken kommen kann, der Rand gehöre zu einem wie Pigmente oder Leberflecke, und daher vergessen, ihn zu entfernen. Die Ohren sind groß und wohlgeformt, aber weder sie noch der Mund (obwohl vielbenutzt, da Abbas zum ausschweifenden Erklären und Dozieren neigt) sind das Entscheidende im Gepräge dieses Gesichts, sondern die Augen, auch wenn sie oft, selbst geöffnet, zu schlummern, zu träumen, in ein Jenseits zu blicken scheinen.

Im Gespräch fügt er häufig, erläutert er einen Gedanken oder ein Gefühl, macht er einen Vergleich, bringt er eine

Meinung vor, die Wendung hinzu: *s'il est possible*, anstatt, was auf französisch gängiger wäre: *pour ainsi dire* (sozusagen). Er sagt auch nicht: *s'il est possible de dire ainsi* (wenn es denn möglich ist, das so auszudrücken), sondern nur: wenn es denn möglich ist. Das entfernt die Formulierung von ihrer floskelhaften Banalität und verleiht jedem Gedanken, den er so beendet, eine Art über sich selbst erstaunen, sich selbst, aber auch die Realität in Frage stellenden Vorbehaltes oder besser eine nachträgliche Relativierung. Es ist auch ein Zeichen seiner Diskretion und Bescheidenheit, das heißt seiner Art, nicht besserwissen, beharren zu wollen, seine Aussagen durch dieses »wenn es denn möglich ist« einzuschränken bzw. in die Anführungsstriche der Herzenshöflichkeit zu setzen. Zugleich auch das Erstaunen und die Vorsicht des Sprachkünstlers, des Lyrikers gegenüber der Wirklichkeit im Sinne von: was es nicht alles gibt, oder: was nicht alles, entgegen jeglicher Logik oder Erwartung, tatsächlich möglich ist. Denn nichts anderes drückt dieses »wenn es denn möglich ist« aus, als: Natürlich ist es möglich.

Eine weitere, oft als einzige Antwort gebrauchte Wendung: *Je comprends*. Hier macht die unterschiedliche Modulierung den jeweiligen Sinn jenseits des »Ich verstehe« deutlich: Das macht nichts, Das ist mir egal, Ich habe Verständnis dafür, Ich habe kein Verständnis dafür, Ich bin enttäuscht, Ich kann es nachfühlen, Ich begreife es, Ich verstehe nicht, was du meinst, mache mir aber meine Gedanken darüber, Ich habe kapiert, du mußt nicht weiterreden, Schon gut, wir müssen nicht über mich sprechen, das spielt keine Rolle, Ich muß eine Weile darüber nachdenken, um zu einem Schluß zu kommen über das, was du sagst, und

eine Antwort darauf zu finden etc. Die Zeit, die sein Gegenüber braucht, um herauszufinden, wie dieses »Ich verstehe« zu interpretieren sei, dient Abbas dazu, Abstand zu schaffen zu dem Problem, der Frage, dem anderen, sich selbst.

BILDER VON ABBAS:

Abbas, der vom Sofa herunterrutscht und dagegengelehnt mit verrutschtem Jackett auf dem Teppich sitzt und danach auf allen vieren herumkrabbelt, um auf Augenhöhe mit Paula zu spielen. Abbas, der, Paula fixierend, die linke Handfläche auf den rechten Handrücken legt, mit der Doppelhand Wellenbewegungen vollführt und dazu mit den beiden abgespreizten Daumen Flügelschläge andeutet: der ziehende Kranich, dem das Kind mit großen Augen zusieht. Wochenlang übt sie die komplizierte Bewegung. Am Abend unserer ersten Lesung im Goethe-Institut beherrscht sie sie und kräht aus der ersten Reihe zum Podium herauf: »Abbas!! Kuck mal!« Und Abbas unterbricht sich und sieht ihrer Demonstration zu.

Abbas, der auf dem Amphitheater von Byblos für ein Photo Leslies herumalbert und sich dann in deklamatorische Pose stellt: Plötzlich ist er 2500 Jahre alt und kommt direkt aus einem Stück von Aristophanes.

Abbas, der auf dem Rückweg von Ehden, als Rachid die am Steuer sitzende Leslie anruft, um zu fragen, ob wir wieder gut in die Ebene gekommen sind, sich hinüberlehnt und in den Hörer kräht: »Rachid, dein Auto ist häßlich und unkomfortabel, verglichen mit diesem herrlichen Cadillac hier.«

Abbas, im Wissenschaftskolleg, ohne Notizen zu machen, der Laudatio von Adonis und der Rede von Darwish lauschend, mit Fragen eingreifend; dann einige Tage später

sein Artikel für *As-Safir*: eine brillante Synopsis, als hätte er einen Mitschnitt gehabt, eine ebenso brillante Analyse des Gehalts. Seine Zerstreutheit, die über seine Fähigkeit zur Konzentration, zum genauen Zuhören hinwegtäuscht.

Im Brechthaus, als wir uns schon verabschieden und er plötzlich bittet, ob nicht auch der riesige Kleiderschrank geöffnet werden könne. Lächelnd betrachtet er dann die kragenlosen Hemden und Arbeiterjacken, die aufgrund der erstklassigen Stoffqualität und Verarbeitung (wenn ich mich recht entsinne, ließ Brecht bei einem Zürcher Herrenschneider fertigen) fünfzig Jahre wie einen Tag überstanden haben. Daß er sein letztes Domizil neben dem Friedhof, auf dem er bestattet sein wollte, wählte, um sozusagen, wenn es soweit war, nur über den Zaun steigen zu müssen, läßt Abbas nicht los. Lange blickt er aus dem Wintergarten der Weigelschen Wohnung hinüber. Lange auch hat er zuvor vor dem unscheinbaren Stein Hegels gestanden, bis ich den peinlichen Eindruck bekam, er bete am Grab eines Freundes oder Verwandten, den ich nie kennengelernt hatte, weswegen ich auch eher fehl am Platze war in diesem Moment. Bei den Büchern hält er sich nicht lange auf, aber an des Dichters Bett erkennt er seinen Mann: die Mönchszelle, das schmale, kinderbetthafte Lager, das Elitäre, Ausschließende, das Unsinnliche, Leibfeindliche, die Bahre bei Lebzeiten, das Bedürfnis nach Einsamkeit, Reinheit, der Dünkel, die Traurigkeit, die Todesnähe, das Abstoßende, das Anrührende.

Auf einer abendlichen Autofahrt zurück nach Beirut lehnt er träumerisch-genießend-melancholisch den Kopf über die Lehne in den Nacken und schließt die Augen, als im Autoradio ein Lied von Oum Kalsoum erklingt (er

spricht den Namen »Um-Kultum« aus). »Was habe ich sie hören können, früher. In ihren Konzerten sang sie nur ein einziges Lied, zwei Stunden lang ... Eine einzige lange Variation der Klage und des Lebenswehs.« Für mich, der ich auch meine frühen Sehnsuchts-Songs habe, sind diese Töne, die mir fremd bleiben, ein undeutlicher Blick in einen Garten, der mir verschlossen ist: Abbas' Jugend.

Im Hamburger Bahnhof sein gespanntes, waches, begeistertes, kenntnisreiches Interesse für Anselm Kiefer. Angesichts vieler anderer banal-wichtig-tuerischer Installationen läßt unser Interesse nach, und als wir an der fünften Besuchergruppe vorbeikommen, die unter andächtig-angespanntem Kathedralenschweigen in einem Raum mit grünen Frisiersalon-Neonröhren und in den Zimmerecken postierten Ikeastühlen verweilt, fängt er herzlich und laut zu lachen an: »Der Kaiser dieser Kunst ist nackt, das ist komisch, nicht tragisch, aber daß das Volk nicht wahrhaben will, was es sieht, das ist zum verzweifelten Lachen!« Eine blasse Dame dreht sich um und zischt uns an wie eine wütende Schlange. Dann entdeckt sie den Araber, und von ihrem zerbröckelnden Blick fällt die ganze mühsam angelebte Multikulti-Toleranztünche ab.

Abbas mit engen Freunden im Zwiegespräch: Er nimmt sie mit hinein in seine Aura, tiefe Vertrautheit, warme Strahlung. Abbas gegenüber Fremden: der Blick ein wenig nach innen, die Attitüde zwischen mürrisch und bescheiden, von sich selbst absehend, keine Umstände machen wollend, dabei ganz Ohr und Auge, um ein- und abzuschätzen. Abbas im Freundeskreis: wie ein Triton, ein Halbgott des Mittelmeers, sybaritisch, mit in den Nacken geworfenem Haupt auf den Wellen des Gelächters treibend, am laute-

sten lachend, wenn er auf den Arm genommen wird. Abbas enerviert: dieselben lachenden Augen, aber das Messer der Sprache schnappt plötzlich auf. Ein kurzer Schnitt genügt. Ist der Störenfried dann immer noch da oder zu dickfellig, um etwas zu bemerken, folgen Überdruß und Müdigkeit, Unkonzentriertheit.

Wie viele Intellektuelle hat er die Tendenz, die einmal (und vermutlich infolge langen Nachdenkens, langer Selbstprüfungen und dialektischer Infragestellung) als gültig und wichtig empfundenen Gedanken und Aussagen zu gesellschaftlichen und politischen Themen regelmäßig zu wiederholen, ohne Rücksicht darauf – und vielleicht ohne sich daran zu erinnern –, sie gestern, vorgestern und in einem Artikel bereits ebenso formuliert zu haben. Vielleicht klingt daraus auch die Melancholie darüber, daß man richtige Erkenntnisse tausendmal aussprechen kann, ohne daß sie zu irgendwelchen Konsequenzen in der Realität führen.

Jedes neue Treffen: der leicht schräg gehaltene Kopf, die maliziös glitzernden Augen, der Strahlenkranz, der freudig überraschte Ausruf, das Lächeln, die ausgebreiteten Hände, das begütigende Klopfen auf die Arme beim Begrüßungskuß. *Ça va?*

Seine Abneigung gegen lange Abschiede, Zeremonien, Sentimentalitäten: anblicken, verabschieden, abwenden, die hochgereeckte Hand Gruß und Abwehr zugleich, dann nur noch die in der Drehung wehenden Mantelschöße.

*

Auf einem der Sessel in Abbas' Büro sitzt Rachid Daif, Literaturdozent an der staatlichen Universität und Schriftsteller, der uns, kaum sind wir einander vorgestellt worden,

für Samstag in sein Haus in den Bergen einlädt. Nach dem Kaffee schlägt er vor, daß wir alle in seinem Auto in die Innenstadt fahren, um das Gespräch fortzusetzen. Rachid ist einen Kopf größer als Abbas, ähnelt ihm aber auf den ersten Blick, vielleicht aufgrund des schütterten Haars, der Glatze, der schönen traurig-zarten Denkergeichter. Die beiden haben etwas Pat-und-Patachon-, Laurel-und-Hardyhaftes, das sie, glaube ich, in manchen Momenten auch kultivieren. Ein Paar trister Clowns aus einem komischen Beckett-Stück. Sie scheinen zu improvisieren, kennen ihren Text aber im Schlaf. Eindruck tiefer Vertrautheit zwischen ihnen. Abbas der südlich elegante Städter, wogegen Rachid in Kleidung und Habitus den englischen Gentleman-Farmer, der von seinem Anwesen runter in die Stadt gefahren kommt, eher karikiert als inkarniert (im übrigen *avec les moyens du bord*: Libanesische Dozentengehälter erlauben nicht das Leben der *gentry*).

Während der Fahrt schwärmt Rachid in so hohen Tönen von seinem Auto, einem Mitsubishi Pajero 4wd, daß ich, obwohl ich ihm mehrmals in die Augen sehe, in denen ein bössartiger, aber vielleicht eben auch wahnsinniger Schalk blitzt, noch beim Aussteigen nicht ganz sicher bin, es nicht mit einem leicht wunderlichen Angeber zu tun zu haben. »Ideal ist dieses göttliche Auto für die Berge bei mir oben, wo bis vor einigen Tagen noch Schnee lag. Da kommt der Vierradantrieb zur Geltung. Ich glaube, es gibt gar kein schöneres Auto auf der Welt als meines. Schau dir an, wie es verarbeitet ist. Findest du nicht? Dieses feste körnige Plastik hier!« Er klopf gegen die Dachverkleidung. Dann in plötzlich ernüchtertem Ton: »Du findest das nicht, nicht wahr?« Wobei er mich durchdringend mustert. Und dann

gänzlich zerknirscht, aber mit einer Spur von Vorwurf in der Stimme: »Du findest es gar nicht schön, mein Auto? Sag's ruhig, ich kann mit Ehrlichkeit umgehen ...«

Wir durchfahren gerade einen zerschossenen Streifen an der ehemaligen Demarkationslinie, ein extrem schmales, dreißigstöckiges Hochhaus mit leeren Fensterhöhlen (bei Beginn des Krieges fertig im Rohbau, nie ausgebaut) ragt empor wie ein schwarz verkohlter Zeigefinger. Brachland, durchschnitten von Stadtautobahnen, Unterführungen, dazwischen wenige, ehemals schöne osmanische Villen, Schußlöcher in den Fassaden wie Pocken- oder Lepranarben. Daneben neue Gebäude aus dem Nachkrieg.

Die Fußgängerzone ist eine Oase postmoderner Urbanität im internationalen Business-Class-Stil, hundert Meter rings um die Place de l'Etoile, ockergelb restaurierte Gebäude aus der Mandatszeit, Cafés, Restaurants, Luxusboutiquen, Arkaden, am Ende einer Seitengasse der Blick auf Ausgrabungsstätten: römisch, darunter phönizisch.

Das Ganze erinnert an Mailand oder Lugano, sage ich und meine das durchaus als Kompliment. Rachid ist sehr einverstanden, Abbas gar nicht.

Am Etoile, wo das Parlamentsgebäude steht und das Café, das wir ansteuern, herrscht Militärpräsenz. Die Straße entlang zeigen Schaukästen Vorher/Nachher die Arbeit der Gesellschaft Solidere, die die Innenstadt renovieren soll. Das wenige, das bisher entstand, ist zweifelsohne gelungen, und ebenso zweifelsfrei ist das Viertel für Leute mit Kindern ein willkommenes Reservat der Entspannung.

Muezzinrufe schallen von drei oder vier Moscheen in unmittelbarer Nähe, brechen sich an den Fassaden und fluten zurück und übereinander.

Dann ertönt als Konkurrenz aus mehreren Himmelsrichtungen das Geläute von Kirchenglocken. Rachid und Abbas ziehen eine Grimasse. Ich schließe die Augen. Wohlwissend, daß hier ein jeder nur seine eigene Religion kritisieren darf, höre ich ihrem Wortwechsel zu: Kannst du das ertragen? Das ist doch keine Musik, kein Gesang! Fünfmal am Tag *appel à la prière*, am Freitag dazu noch via Lautsprecher die Rede des Imam von jeder Moschee über sittliche, religiöse, politische Themen. Unerträglich! Und was, wenn ich es nicht hören will, wenn ich dieses Gekreische als Zumutung empfinde? Das stört sie nicht, denn: *Le ciel appartient à Dieu*, also wird die Botschaft ungeniert in den offenen Raum hinausgesprochen, und jedermann ist gezwungen, sie über sich ergehen zu lassen. Und die Glocken!

Als ich frage, worüber der Imam denn rede, erfahre ich, daß die politischen Reden oft Haßtiraden gegen Israel sind: *Il n'y a pas de nuances*.

Rachid rümpft die Nase, wendet sich mir zu und deutet auf Abbas: »Er ist ein atheistischer Schiit. Ich dagegen ein atheistischer Christ *à la libanaise*.«

Bei Kaffee und Orangensaft, Tee und Pistazien geben Abbas und Rachid eine Lektion in angewandter Dialektik.

Erster Disput angesichts des Wettstreits von Muezzin und Glocken: Hat die Islamisierung des Orients ihren Zenit erreicht bzw. überschritten? Abbas glaubt ja, Beispiel Iran, der Islam als politisches Modell habe sich als Zukunftsvision ebenso totgelaufen wie seinerzeit der Sozialismus.

Rachid glaubt vielmehr an ein langfristiges Ansteigen der Radikalisierung des Islam: »Der Zusammenbruch der UdSSR ist eine Katastrophe gewesen, weißt du? Die Leitbil-

der für die laizistischen Orientalen waren 1789 und 1917 – nun bleibt ihnen nichts mehr. Letztens in der Universität – ich bin erschüttert! – sollte ich Erstsemestern etwas über die UdSSR erzählen. Die wußten nicht mehr, was das war! Sie wissen es nicht mehr! In meinen Vorlesungen sitzen mehr und mehr verschleierte Studentinnen. Die Kinder militanter Kommunisten, meiner eigenen Freunde, und sind praktizierende Moslems.«

»Das sind die letzten Zuckungen einer ratlosen Flucht in die Religion«, sagt Abbas.

Ein weiterer Dissens betrifft die Literatur. Ist der Koran als poetisches Werk ein originäres, quasi aus sich selbst heraus geschaffenes Meisterwerk (Abbas), oder baut er kontinuierlich auf den Errungenschaften der vorkoranischen Poesie auf (Rachid)? Schon die Berliner Gespräche mit Abbas hatten mir wieder ins Gedächtnis gerufen, welche geistigen, kulturellen Höhen die Araber erreicht hatten im Mittelalter. Es ist die Fallhöhe, die ihnen bewußt gemacht wird durch die wachgehaltene (und manchmal ins Mythische gleitende) Erinnerung, die Fallhöhe von der damaligen Größe zur heutigen Verächtlichkeit (so wird es wahrgenommen), die diese Grundstimmung von Gekränktheit erzeugt, beim »kleinen Mann auf der Straße« ganz genauso wie beim Intellektuellen, der weiß, wovon er spricht.

Nächster Streitpunkt: der Wiederaufbau der Innenstadt. Abbas: »Sieh dich um, es ist Disneyland, ein reines Amüsierviertel. Kein Mensch wohnt hier, kaum einer arbeitet, es ist viel zu teuer, darüber hinaus wurden die früheren Eigentümer allesamt kaltlächelnd enteignet. Das ganze Viertel ist ausschließlich für Touristen, eine Pufferzone zwischen Ost und West.« Ich muß daran denken, wie wir

in Berlin den neuen Potsdamer Platz besichtigt haben.
»Früher war hier das Zentrum der Stadt, die Souks, die Place des Martyrs, arm und reich, jung und alt trafen sich und LEBTEN hier!«

Er geht sogar so weit, die Autobahnen zu verdammen, auf denen man problemlos von draußen ins Zentrum kommt (man sieht, er ist selbst kein Autofahrer, denn die werden dankbar sein).

Durch eine Stadt müsse man sich durcharbeiten, von draußen nach drinnen und schließlich in ihr Herz.

Rachid: »Ohne Solidere gäbe es keine Ausgrabungen, keine Ordnung, nach wie vor nur Schuttwüste. Außerdem ist das hier kein Amüsierviertel, sondern eines, wo Leute arbeiten. Und es ist schön. Es ist handwerklich schön gearbeitet worden, sauber, mit Sinn für Ästhetik. Es ist ein Glücksfall. Und sieh dich um: Die Menschen nehmen es an!«

Abbas spuckt eine Pistazienschale aus. Rachid starrt ihn triumphierend an: »Du haßt die Kapitalisten? *Mais l'argent est plus intelligent que la pauvreté!* Geld ist klüger als Armut.«

Zurück neben der verhängten Oper, auf dem Parkplatz, aus dem eine Shopping Mall werden soll, stößt Rachid mich an und wirft einen Blick auf Abbas: »Er ist ja Poet«, meint er abschätzig, deutet dann auf sein Handy: »Ist es nicht schön? Es paßt in eine Hand wie eine Freundeshand, das polierte Aluminium schimmert matt wie der Mond in den Bergen. Und was es nicht alles vermag, auf so wenig Raum: Es verbindet Leute miteinander, überall, zu jeder Stunde, es dient als Wecker, als Notizbuch, als Adreßbuch. *Ça, c'est la poésie moderne! La technologie. C'est mieux que tous les poè-*

mes ... Das ist moderne Poesie, so wie ich sie verstehe. Die Technologie. Nicht die Elaborate deines Freundes hier.«

Abbas grinst: »Willst du nicht dein kleines häßliches japanisches Auto aufschließen, damit wir hier wegkommen?«

*

Morgendliche Fahrt nach Saida mit Herrn Assaf im Kleinbus des Goethe-Instituts. Völlig zersiedeltes Küstenland mit den immergleichen Konstruktionen (Betonpfeiler, Flachdach, dann wird ausgemauert, auf dem Dach warten weitere Pfeiler auf eine eventuelle zusätzliche Etage), das mich an Torrecchia, die *borgata* im Nordwesten Roms, erinnert, wohin ich an einem ebenso heißen Vorfrühlingstag 1983 fuhr, um eine Wohnung zu finden (wobei sich herausstellte, daß die im *Messaggero* angebotene eine Garage war, in die man ein Fenster gebrochen hatte). Dieselbe *Bidonville*-Atmosphäre einer ausufernden Großstadt mit Brachland zwischen den Gebäuden, mit Bauschutt und Schrottbergen als Kinderspielplätzen, de-Chirico-haft in den Schluchten zwischen den kreuz und quer stehenden Hochhausgerippen wehender Buntwäsche. Drumherum Kiesel, Bruchsteine, staubiges, struppiges Buschwerk. Ab und zu Gewächshäuser und kleine Olivenhaine.

Die vierspurige Autobahn hört kurz vor Saida auf, ohne daß wir auch nur einen Kilometer durch unbesiedelte *Landschaft* gefahren wären. Sidon ist ein altes moslemisches Dorf, das zu einer 60000-Einwohner-Stadt angewachsen ist, ein sunnitische Zentrum. Wie ich später erfahre, ist es fast unmöglich, in der Stadt irgendwo einen Alkoholausschank zu finden, dafür kaufen die Sunniten ihren Alkohol in Beirut und trinken ihn heimlich zu Hause. Auf der Meerseite